

Zu den Bildern von Karl Stauffer

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **26 (1922-1923)**

Heft 12

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-669436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

brandeten. Da ward den Hilflosen von Edelhart Hilfe gebracht, daß sie sich wieder ihres Lebens erfreuen konnten; denn der Retter achtete keiner Gefahr und keines Dräuens des wilden Wassers, sondern wie von Gottes Kraft gestärkt, vollzog er sein Rettungsamt. Mann und Weib, die ihre Kinder in den Armen bargen, und einen alten Vater, alle hob Edelhart mit starkem Arm in den Kahn, in welchem sie Raum gewannen, und fuhr durch Wirbel und Brandung, mit hartem Ringen über die Gewalt des Todes siegend, zur festen Erde. Da gab es des Jubels und des Dankes genug, und Mutter Trosthilde umarmte den Sohn freudiglich — als noch eine Stimme von dem Hause her ertönte, dessen Dachboden nur noch über dem Wasser stand. Ein Mann hob sich mit halbem Leibe aus der Dachluke hervor, der schrie: „Edelhart, rette mich, erbarme dich mein, ich bin Gebolf, rette mich!“

Mutter Trosthilde umklammerte ihren Sohn und flehte: „Der dich ins Verderben lockte, er ruft dir wieder, folge ihm nicht, Liebster, Teuerster, bleib, o bleib! Versuche Gott nicht mehr, der dir schon seinen höchsten Beistand angebeihen ließ, erbarme dich deiner Mutter und bleibe!“

Der gerettete Bauer sprach zu seiner Frau: „Siehe, der Flüchtling, dem wir vorgestern Obdach gaben!“

Doch Edelhart blickte nach der dunkeln Gestalt hin, die Gebolf hieß, und sprach zur Mutter: „In Leid und Sünde war ich untergegangen, da sendet mir Gott einen Boten seiner Gnade, um mich wieder zum Heile zu führen, und dieser Bote des Guten ist der böse Engel Gebolf. Laß mich, Mutter, ich muß ihm Beistand bringen und mein Leben wagen, um das seine zu retten. Liebe Mutter, laß mich, denn es soll sein!“ Und er sprang in den Kahn, während die Mutter in Tränen ausbrach und die Hände nach ihm streckte, der dahinfuhr mit der Kraft eines siegreichen Helden durch die schrecklich tosende Flut, dem gefährdeten Hause zu. Schreckensbleich war Gebolf mit gesträubtem Haupthaar, mild und mutig war Edelharts

Antlitz; doch als er sich anschickte, jenen in dem Kahn zu bergen, da wankte das Haus, untergraben von der Flut; es barst und sank mit einem dumpfen Getöse zusammen. Ein reißen-der Wirbel kreiste auf der Stelle, der den Kahn mit sich riß, und beide, Gebolf und sein Retter Edelhart, verschwanden in den Fluten.

Mutter Trosthilde stieß einen Schrei aus und vor ihren Augen ward es Nacht. Viele Bauern von den Berglehnen hatten sich inzwischen noch eingefunden und alle blickten traurig und klagend auf die arme Frau. Da geschah es, daß der Wirbel mit gewaltigem Wogenschlag einen Körper an das Gestade trug, wo jene standen; sie zogen ihn aus dem Wasser, und es war Edelharts Leichnam. Mutter Trosthilde erwachte wieder zum Leben, und als sie ihren Sohn erblickte, warf sie sich über seinen toten Leib und hielt ihn wehklagend in den Armen.

Der gerettete Bauer jedoch trat zu ihr und sprach mit Bitten und Mahnen:

„Mutter, tröstet Euch um Gottes willen, denn Euer Sohn weilt schon dort, wo das Licht ist und keine Finsternis. Wir aber wollen ihn auf der Berglehne begraben, und wenn das wilde Wasser sich wird verlaufen haben, dann werden wir an seinem Grabe eine Kapelle bauen, denn Euer Sohn Edelhart ist unser Schutzheiliger geworden.“

Auch die andern Bauern riefen:

„Wir wollen die Steine zum Bau der Kapelle herbeischaffen, das sei mit Eid geschworen!“

Und das Weib des Bauern sprach unter Tränen:

„Ich will allezeit im Sommer Blumen bringen und Grab und Kapelle schmücken!“

Mutter Trosthilde richtete sich langsam empor, so daß sie auf dem Bergabhange saß; auf ihrem Schoße lag das bleiche, lichte Haupt ihres Sohnes Edelhart; schmerz erfüllt suchte ihr Auge den Himmel; dann senkte sie die Stirn wieder, so daß sie den sah, der in ihrem Schoße lag, und sie sprach: „Mein lieber Sohn!“

Zu den Bildern von Karl Stauffer.

„Wo die Nützlichkeitsfrage als Wertmesser für alle menschliche Tätigkeit obenan steht, kann der Künstler nicht gedeihen. Sein Streben hat

mit der Nützlichkeitsfrage nichts zu schaffen und die Art seines Arbeitens mit der geregelten Tagesarbeit der andern Berufe nichts gemein. Sie ist

unkontrollierbar, macht Pausen oder verzehrt wieder förmlich den Hervorbringenden, so daß der Künstler unter stetig Fleißigen sich zeitweilig ausnimmt wie ein Tagedieb. . . .

In unserem republikanischen Staatswesen regiert, was eine große Stärke der Schweiz ausmacht, ein strenger Bürgergeist, der es nicht gerne sieht, daß neben dem Willen des Ganzen der Einzelwille sich zur Geltung bringe. Jeder soll sich der gegebenen Ordnung des Staates und der Sitte als nützlichem Glied einordnen, und er wird von seinen Mitbürgern in dem Maße eingeschätzt, als er an seinem Teil sichtlich zur Erhaltung und Förderung der großen gemeinsamen Sache beiträgt. Wer sich in Gegensatz zu dieser Forderung stellt, wer sich persönlichen Leistungen in dieser Form entzieht, und, für seine Individualität Sonderrechte in Anspruch nehmend, diesem vermeintlichen *Nur = Ich* eigene Wege gönnen will, der wird bald zu fühlen bekommen,

daß er beiseite steht als einer, der in der Gemeinde nicht vollwichtig mitzählt. Nun muß aber die Erkenntnis und Ausgestaltung seiner Individualität das A und O jedes zu künstlerischem Schaffen berufenen Menschen sein, und der Genius kann sich der allgemeinen Regel nicht einfügen, weil er sich selbst die Regel ist. So geht er denn in stiller Würdigung der heimischen Verhältnisse, aber auch im klaren Bewußtsein seiner abweichenden Ansprüche zum Land hinaus und macht sich dort ein Plätzchen warm, wo er vorbereiteten Boden findet."

Diese Worte aus dem bedeutendsten schweizerischen Künstlerroman „Lino Morali“ von dem Zofinger Walter Siegfried, treffen nicht nur auf unsern großen Landschaftler Adolf Stäbli, sondern ebenso genau auf den Porträtmaler und Bildhauer Karl Stauffer von Bern zu, den wir unsern Lesern heute in seiner Besonderheit als Ra-

dierer und Zeichner vorführen. Der beharrliche Zug zur freien Entwicklung in der Fremde führte ihn empor, die Fessellofigkeit seines Wesens, sein Mangel an Selbstbeherrschung und die Enge der bürgerlichen Verhältnisse in der Heimat bedingten sein tragisches Ende.

Geboren am 2. September 1857, kam Stauffer auf dem Umweg über die Dekorationsmalerei zur Kunst. Erst stand er bei dem Münchner Malermeister Wenzel in der Lehre, wurde dann Gehilfe des Theatermalers Duaglio und kam nach einigem Hin und Her in die Akademie, wo seine Lehrer Strähuber und

und hernach Raab waren, der den Naturburschen in seine väterliche Zucht nahm und rasch die prachtvolle Zeichenkunst, den scharfen Blick, die erstaunliche Sicherheit der Hand, welche wir an Stauffer bewundern, in ihm zur Entfaltung brachte. Als 20jähriger bezog er die berühmte Malklasse des „alten Diez“, der bald Freude an seinem Schüler erlebte, ohne daß dieser bereits eine ausgesprochene Eigenart an den Tag gelegt hätte. In Berlin war er so glücklich, einen Charakterkopf zu finden, der ihn zu malerischer Festhaltung reizte, weil er darin seine eigenen



Selbstbildnis (Zeichnung).

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann A. G. in München.

Wesenszüge entdeckte: den des Bildhauers Klein. Mit dem Bildnis dieses Mannes setzte er sich auf der Berliner Kunstausstellung des Jahres 1881 glänzend durch. Man drängte sich jetzt in Stauffers Atelier, um sich von ihm malen zu lassen. Nicht daß er nun deswegen ein Schnellkünstler geworden wäre. Die Zahl der Porträte, die er von 1881—86 in Berlin malte, beträgt wenig über zwanzig. Seine schwerfällige, schweizerische Gründlichkeit ließ sich nicht verleiten zu schnellfertiger Modemalerei: für ein einzelnes Porträt konnte er vom Modell über 100 Sitzungen verlangen. Die Krone seiner Leistungen auf dem Gebiete der Porträtmalerei ist wohl sein berühmtes Bildnis des Dichters Gustav Freytag, dem eine Menge Skizzen und ein eindringendes Studium des Seelischen vorangingen. Es war ein Staatsauftrag, und staatsmäßig wurde er ausgeführt.

Seit 1884 gab sich Stauffer auch der Radierkunst hin, in die ihn sein Freund Peter Halm aus Mainz einführte. Vom ersten bis zum letzten Blatt zeigt seine neue Kunst eine ununterbrochen aufwärtssteigende Linie, einen Ernst des Erfassens und ein unerbittliches Ringen mit dem Gegenstand bis zu dessen völliger Ausschöpfung. Blätter von gleicher graphischer Feinheit und technischer Vollendung, urteilt der Kenner Lehms, seien seit Albrecht Dürer nicht mehr dagewesen. So ist das Bildnis der Mutter des Künstlers, das alte gute Kunst neu belebt und der zeitgenössischen Decadenz entgegensetzt, nicht nur von einer bis dahin unerhörten technischen Vollendung, sondern auch ein Beleg „für lebendigste geistige Auffassung der Persönlichkeit, wie sie nur im Laufe von Generationen einmal einem Künstler gelingt.“ Stauffers Radierungen und Stiche halten die Mitte

zwischen Werken plastischer Durchführung und solchen, die vom Blick aufs Ganze, vom temperamentvollen Gesamteindruck getragen und aus impressionistischer Anschauung heraus geboren werden, ohne daß sie zu flauen Kompromissen hinuntersteigen. Sie erinnern an den unerhörten Gestaltungswillen und die entsprechende Darstellungswucht eines Leibl und sind von mechanischer Photographie ebenso weit entfernt wie von jener Vergeistigung, die wir bei

einzelnen „Berühmten“ finden, welche ihr eigenes Ich im Kunstwerk so stark betonen, daß der dargestellte Gegenstand darin untergeht.

Bis freilich die Hand dem Geiste des schaffenden Künstlers gehorchte und bis die Nadel ein gefügiges Werkzeug war, vergingen lange Jahre harten Durchhaltens und schmerzlicher Überwindung von Schwierigkeiten. Aber sein achtzes Werk kann als vollendet angesehen werden. Bedeutungsvoll sind die

Porträtstudien Eva Dohm, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer (wie endgültig ist jeder der beiden Dichter in seinem Wesen erfasst! Man be-

greift, daß sie im Leben nicht zusammengingen!) und eine der letzten Arbeiten — Lydia Welti-Gscher, das Bildnis der Frau, an welcher nicht die Kunst, wohl aber die Persönlichkeit Stauffers scheiterte. Stichelarbeit, Radierung und Ätzung weiß er meisterhaft zu kombinieren und fesselnde Reize hervorzubringen, die seine Kunst auf die Höhe und Wirkung der Malerei bringen. Bei dem lebens- und geistvollen Kopf der Mutter (1886/87) sind die Konturen leicht vorradiert, die ganz dunklen Partien, das schwarze Hütchen, der Ansatz des Kragens und die beiderseitigen Gütbänder, geätzt — alles andere ist Stichelarbeit. Das Ganze wirkt lebendiger als das farbige Porträt, das er von



Die Mutter des Künstlers (Radierung).

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt F. Bruckmann u. Co. in München.

seiner Mutter gemacht hat, weil es auf unbedingter Konzentration und intimster Darstellung beruht, die nicht von Nebenwirkungen, wie sie der Maler gerne anstrebt, durchkreuzt werden.

Auffällig ist, daß Stauffer im Gegensatz zu Zeitgenossen wie Klingner u. a. das Reich der

Phantasie und des Symbolischen links liegen läßt und sich streng an die Wirklichkeit hält. Dies mag mit seinem Bildungsgang und seinem unerbittlichen Formgefühl zusammenhängen, das ihn schließlich auch der Bildhauerei in die Arme trieb (1888).

In der Fremde.

Ihr Berge der Heimat
mit ewigem Schnee,
ihr blühenden Dörfer
am heimischen See,
ihr Zeugen der Jugend,
ich rufe euch zu :

O Land meiner Väter,
wie lieblich bist du !

Das Alphorn der Heimat,
wie tönt es so hell !
Es silbert melodisch
vom Felsen der Quell,
es jodelt der Senne
auf Matten und Fluh ;

O Land meiner Väter,
wie lieblich bist du !

O Heimat, du süße,
möcht' wieder dich sehn,
deine grünenden Auen
und lachenden Seen,
da fände ich Frieden,
da fände ich Ruh' ;

O Land meiner Väter,
wie lieblich bist du !

Das Weh, das allmählich
das Herz mir bricht,
die Menschen, die fremden
begreifen es nicht.

O laffet mich singen
und weinen dazu :

Du Land meiner Väter,
wie ferne bist du !

Heinrich Leuthold.

Mont Pélerin.

Von M. Th.

Für welchen der zahlreichen, jährlichen Besucher der „Perle“ des Genfersees, des alt-römischen Viviscus, hätte er nicht ganz besondern Klang der lang sich dehnende Bergrücken im Norden der Stadt, auf den Ungezählte hinaufsteigen oder in bequemer Fahrt sich hinauftragen lassen, damit sie von seiner Höhe der Wunderwerke genießen, welche die Natur in besonders reichem Maße in diesem gottbegnadeten Erdwinkel ausgebreitet hat.

Ist erst die lang sich dehnende Chaussee durch die Stadt bis zum Grand-Hotel durchschritten, dann wendet sich, von mächtigen Nuß- und Kastanienbäumen beschattet, der Fußweg durch Wiesen und Nebgelände langsam zur Höhe. Noch stehen die hohen Leitern am mäch-

tigen Stamm. Wo ist der Künstler, der das Farbenspiel im Laubwerk der schon geleerten Weinberge und im Buchenwald darüber auf die Leinwand zaubert, so rein, so zart und duftig, wie die Natur es selber malt. Im winkeligen Corseaux mit seinen engen, mauerungsgrenzten Straßen und Sträßchen tragen sie in voll beladenen Kutten die letzten Früchte zu Tal und höher oben, im größern Chardonne stehen die mächtigen Lansen mit Trauben gefüllt vor der Kelter. Drinnen, in der gewaltig sich wölbenden Trotte sind sie an der Arbeit, den süßen Saft der edeln Frucht auszupressen. Da ist alles ins Große gewachsen, die Trotte, die Presse. Des menschlichen Armes Kraft genügt allein nicht mehr, den Hebelarm der Presse hin-